

Stimmen und Meinungen : Karl Spittelers "Mädchenfeinde"

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater,
Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 14

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747880>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

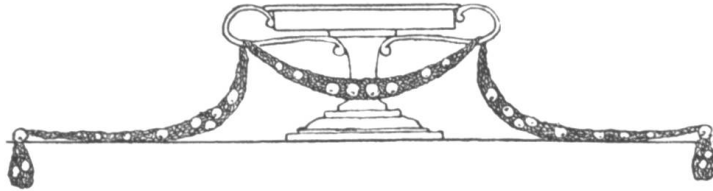
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fennen, was wir gewollt, was wir erstrebt, und was das Leben uns davon gegeben hat. Und er fühlte, daß wir in unserm besten Streben nichts sind als führerlose Wanderer, die der Zufall vom Wege lockt, die das Schicksal irreführt und die nur selten an ein Ziel kommen — auf ihrer Fahrt. — —
Irma Goeringer.



Stimmen und Meinungen.*



Karl Spittellers „Mädchenfeinde“.

Ein Brief, gerichtet an Herrn F. D. Schmid, Herausgeber der „Berner Rundschau“.

Sehr geehrter Herr!



Ihre Besprechung der Spittellerschen Kindergeschichte hat mich darauf geführt, einige Gedanken schärfer zu fassen, die mir bei der Lektüre dieses Buches aufgestiegen sind. Würden Sie mir Gelegenheit geben, meine Ansicht in der „Berner Rundschau“ zu entwickeln? Ich wage zu hoffen, daß Sie meine Bitte gewähren werden, auch für den Fall, daß bei meinem Beginnen so etwas wie eine Antikritik herauskommen sollte.

Ich greife gleich auf Ihren Haupteinwand; Sie formulieren ihn mit den Worten: Was diese Kleinen sagen, das ist so unkindlich wie möglich, sie klügeln und rechnen wie Große. Wollten Sie damit bloß sagen, daß namentlich dem jungen Gerold, dem Haupthelden der Erzählung, ab und zu seelische Erlebnisse zugeschrieben werden, deren ein Knabe von neun Jahren nicht wohl fähig ist, so müßte ich Ihnen recht geben. Besonders bedenklich erscheinen mir in dieser Beziehung die Träume, die Gerold in der Friedlismühle gehabt haben soll (p. 51—53). Daß ein Kind Lebensanschauungen, die es als Mann haben wird, ahnend vorausempfinde, das halte ich für möglich. Zum anschaulichen Bilde verdichten sich Meinungen solcher Art nur dem Gereiften. Wenn

* Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger, sachlicher Weise abgefaßt sein und dürfen keine persönliche Spitze enthalten.

Spitteler seinen Knaben-Helden manchmal zuviel zutraut, so unterschätzt er wohl auch gelegentlich die Denkfähigkeit eines intelligenten Jungen. Man beachte die Stelle auf p. 31, wo der Knabe erst durch eine recht altkluge Bemerkung Gesimas dazu gebracht wird, einzusehen, daß ein Fluß „an zweien Orten zugleich sein kann“.

Sie sehen, auch ich bin der Ansicht, daß die kindlichen Protagonisten dieser „Darstellung“ nicht von einer durchaus sichern Hand entworfen worden sind. Und doch kann ich Ihr Urteil nicht zu dem meinigen machen. Sind Sie nicht vielleicht in dem Irrtum befangen, daß es einen irgendwie feststehenden Typus „Kind“ gebe? Es gibt Kinder der verschiedensten Gattung, und wir Erwachsene sind wohl dazu geneigt, uns die Vorgänge, die hinter einer reinen Knabenstirne spielen, viel einfacher zu denken, als sie in Wirklichkeit sind. Das Empfindungsleben eines Jungen, dessen Intellekt schweren Problemen noch nicht gewachsen ist, dessen Wille sich einstweilen meist noch im Spiele betätigt, dieses Empfindungsleben kann erstaunlich weit entwickelt sein. Der Fall kommt bei künstlerisch veranlagten Naturen sogar häufig vor. Nun, der Knabe Gerold, den Sie so unkindlich finden, ist ein angehender Poet; er ist ein Zwillingbruder des Narrenstudenten, es ist Spitteler selbst. Glauben Sie nicht, daß Spitteler mit zehn Jahren in gewissem Sinne innerlich mehr erlebt hatte, als so und so viele Menschen in ihrem ganzen Dasein zu erleben bekommen? Leugnen möchte ich allerdings nicht, daß gewisse Züge, die an sich nicht unwahr sind, im Rahmen dieses Buches befremdend wirken. Was erleben, erfahren die Kinder nicht alles im Zeitraum von zwei Tagen, was müssen sie nicht alles erleben, damit wir erkennen, was der junge Gerold jetzt ist und ahnen, was er einst sein wird! Und auf etwas künstliche Weise ist das eine und andere Geschick herbeigeführt. Ich erinnere an das Zusammentreffen Gerolds mit dem Narrenstudenten.

Nun muß ich Ihnen aber gestehen, daß diese Dinge mein Vergnügen an den Mädchenfeinden wenig beeinträchtigt haben. In erster Linie kommt's doch darauf an, daß ein Buch reichen Schönheitsgehalt habe. Wollen Sie behaupten, daß es dem Werke daran fehle? Zunächst: eine goldene Heiterkeit durchweht denn doch fast die ganze Erzählung. Ich habe dieselbe partienweise einer Klasse von gescheiterten Jungen vorgelesen und ich versichere Sie, daß weder der Vortragende noch die Hörer aus dem behaglichsten Schmunzeln herauskamen. Denken wir an die Szene, da die Kinder mit Gewalt krank zu werden versuchen, und an jene andere, da wir sie in der heißen Felsenklause mit ihrem Feuerwerk „wie verklärte Salamander“ wirtschaften sehen! Dem Humoristischen steht Ernstes von feinstem Gehalt gegenüber. Ich erinnere an die Szene, da die Knaben von der sterbenden Urgroßmutter gesegnet

werden, wobei dem fein veranlagten Gerold die Ahnung aufdämmert, daß das Erhabene im Leben unter sonderbaren Begleitumständen auftreten kann und daß es darum doch bleibt, was es ist. Rufen wir uns ferner die Szenen ins Gedächtnis zurück, da Gerold auf der Halbinsel im Waldstrom stehend, mählich von der Angst übermannt wird, bis er zuletzt nicht mehr wagt, der drohenden Naturgewalt zu trotzen. Im Götli Statthalter ist ein bei uns nicht selten vorkommender Menschentypus mit wenigen meisterhaften Strichen gezeichnet worden — unseres Wissens zum erstenmal. Ich verzichte darauf, Stellen anzuführen, die von Spittellers Reichthum an originellen Wendungen, an unverbrauchten Anschauungsbildern Zeugnis ablegen; man findet Beispiele dafür auf jeder Seite des Buches. Manches nicht ganz fein Abgewogene läuft wohl auch mit unter, wie denn überhaupt geschmackvolles Maßhalten nicht immer dieses Dichters Sache zu sein scheint.

Karl Spitteler ist zweifelsohne eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Vor seinem, ich möchte sagen, „versteinernden“ Scharfsinn, seinem willensstarken Wagemut, vor dem Glanze seiner poetischen Begabung haben viele maßgebende Kritiker in der Schweiz die Waffen ohne weiteres gestreckt. Und es ist wohl verständlich, daß dieses Phänomen gerade freie Menschen unterjochte, daß es gerade die in seinen Bann zog, welche der Überlieferung keinen Einfluß auf ihr Urteil einräumen, die stolz darauf sind, das Bedeutende zu erkennen, in welcher Form immer es sich offenbare. Heute genießt Spitteler einen Ruhm, der von Tag zu Tag wächst, und das ist eine der erfreulichsten literarischen Erscheinungen unserer Gegenwart. Man darf sich doch fragen, ob nun nicht die Zeit gekommen wäre, vom Loben zum ruhigen Abwägen überzugehen, die interessante Dichterpersönlichkeit Spittellers einmal näher zu untersuchen, gewissermaßen zu bestimmen. Und wenn mir jemand sagte, ästhetisches Geschreibsel taue auf alle Fälle nicht viel, man solle der lesenden Mit- und Nachwelt überlassen, über die Bedeutung eines Dichters in aller Stille zu entscheiden, so würde ich ihm antworten, daß dem Leben gegenüber keine Prinzipien standhalten und daß es für den Wahrheitsucher zur Pflicht werden kann, mit den Mitteln der Analyse an eine Erscheinung heranzutreten, die von klugen Köpfen in die Reihe unserer größten Dichter gestellt, von vielen andern schweigend abgelehnt wird. Und das um so mehr, wenn es sich um einen Mann handelt, der alle „Nachtreter“ haßt, der seinen schärfsten Spott ausgießt über die, welche „die Keule des Befreiers“ küssen. Vielleicht habe ich einmal das Vergnügen, Ihnen einige „Gedanken über Karl Spitteler“ zu unterbreiten. Genehmigen Sie zc.

Aarau, Februar 1908.

Hans Raeslin.

Sehr geehrter Herr Professor!

Da ich, wie Sie wissen, es mir in der „Berner Rundschau“ zur Aufgabe mache, jeder offenen, kritischen Meinung Raum zu gewähren, auch dann, wenn sich diese Meinung gegen mich selbst richtet, so habe ich Ihre Kritik meiner Besprechung der „Mädchenfeinde“ völlig unverkürzt zum Abdruck gebracht. Nur müssen Sie mir jetzt gestatten, daß ich meinen Standpunkt ebenfalls verteidige und zu Ihren Ausführungen einige Bemerkungen mache. Ich will dabei hübsch der Reihe nach verfahren.

Sie schreiben, der Hauptvorwurf, den ich Spittellers Kindergestalten mache, sei, daß sie klügeln und rechnen wie Große. Sie geben dann selbst zu, daß namentlich dem jungen Haupthelden der Erzählung ab und zu seelische Erlebnisse zugeschrieben werden, deren ein Knabe von neun Jahren nicht wohl fähig sei, meinen dann aber, ob ich bei dem erwähnten Vorwurf nicht in dem Irrtum befangen sei, einen irgendwie feststehenden Typus „Kind“ anzunehmen. Wie könnte ich das, wo ich fast tagtäglich Kinder der verschiedensten Alter in ihrem Tun zu beobachten Gelegenheit habe und mich jedesmal wieder freue, über die tausendfachen Variationen und Nuancen, die in den Äußerungen ihres Seelenlebens zutage treten? Müßte ich da nicht mit sehenden Augen blind sein? Ich gehe also mit Ihnen völlig einig, wenn Sie sagen: „Es gibt Kinder der verschiedensten Gattung und wir Erwachsene sind wohl dazu geneigt, die Vorgänge, die hinter einer reinen Knabenstirne spielen, uns einfacher zu denken als sie in Wirklichkeit sind. Das Empfindungsleben eines Jungen, dessen Intellekt schwereren Problemen noch nicht gewachsen ist, dessen Wille sich einstweilen meist noch im Spiele betätigt, dieses Empfindungsleben kann erstaunlich weit entwickelt sein.“ Mit diesem letzten Satz bestätigen Sie aber geradezu meine Behauptungen. Denn Empfindung ist Gefühl und Gefühl ist von dem rechnenden und grübelnden Verstand, der ja eben an Problemen seine Stärke zeigt, weit entfernt. Was ich aber den Kindern Spittellers zum Vorwurf mache, ist, daß sie schon zu viel Verstandesmenschen sind, daß sie rechnen und klügeln wie Große und das Unmittelbare und Naive, das aus dem Gefühl resultiert, fast gänzlich vermissen lassen. Ein Beispiel dafür habe ich in meiner Kritik bereits gebracht; ich könnte noch Duzende hersehen. Es handelt sich dabei nicht nur um das Unkindliche und Geschraubte im Denken und Tun dieser Kleinen, da sind ja Ausnahmen möglich, wenn ich freilich auch der Ansicht bin, daß die Kunst es mit dem Typischen, dem Ewigmenschlichen zu tun hat und nicht mit Einzelercheinungen und Ausnahmezuständen. Sondern es liegt namentlich auch in der Art wie diese Kinder sprechen,

es sind die am Schreibtisch entstandenen papierenen Sätze und Wendungen, die den Eindruck des Gesuchten und Gewollten noch verstärken. Eine der ersten Bedingungen, die man an irgend eine künstlerische Arbeit stellen muß, ist doch, daß sie wahr sei, daß sie das wirklich ist, was sie sein will. Dabei meine ich wahr nicht in streng naturalistischem, sondern in gut Goetheschem Sinne. Wenn Spitteler seiner Erzählung den Untertitel „Eine Kindergeschichte“ gibt, so verlangt man doch Kinder wirklich kindlich zu sehen und sprechen zu hören und keine von Erwachsenen abstrahierte Schablone. Der Vergleich der „Mädchenfeinde“ mit den wirklich natürlichen und ursprünglichen Kindergeschichten eines Otto Ernst, Emil Strauß usw., den ich in meiner Kritik anregte, wird die Wahrheit meiner Behauptung ohne weiteres dartun.

Nun sagen Sie, geehrter Herr Professor, daß diese Einwendungen, die Sie zum Teil zugeben, Ihr Vergnügen an den „Mädchenfeinden“ nicht zu beeinträchtigen vermochten. Sie behaupten, in erster Linie komme es darauf an, „daß ein Buch reichen Schönheitsgehalt habe“. Das ist nun ein Begriff mit so fließenden Grenzen, daß ich daraus nicht recht klug geworden bin. Wir erfahren dann zwar, daß Sie darunter eine goldene Heiterkeit, einige gehaltvolle Szenen und die gut gezeichnete Gestalt des Götti Statthalter verstehen. Aber das sind alles nur Einzelheiten, die für die Totalbeurteilung wenig besagen. Kein Mensch wird doch behaupten wollen, daß die Ziegel auf dem Dach schon das ganze Haus ausmachen und wenn man einen Baum umhauen will, so zupft man auch nicht an den Blättlein und Zweiglein herum.

In erster Linie kommt es denn doch für den Kritiker, der sich den Blick auf die Totalität nicht durch schöne Einzelheiten trüben läßt, darauf an, ob das zu beurteilende dichterische Erzeugnis ein geschlossenes Kunstwerk ist, ob alle jene Momente, die ein solches vor allem bedingen, in ihm in jener Vollendung zusammenklingen, daß wir sofort den Eindruck bekommen, so und nicht anders mußte es sein. Das ist neben der innern Wahrheit das Primäre und dieses Primäre fehlt eben Spittelers Werk zum großen Teil. Das Buch ist weder ein einheitliches Kunstwerk, noch ist es unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Daß es hübsche Einzelheiten aufweise, das habe ich ja nie bestritten, sondern sogar noch ausdrücklich zugegeben.

Was Sie, geehrter Herr Professor, dann noch weiter über die Persönlichkeit Spittelers sagen, hat zwar mit meiner Kritik der „Mädchenfeinde“ nichts mehr zu tun. Ich möchte aber auch hier noch einigen Gedanken Raum geben, schon deshalb, damit ich nicht etwa bei Lesern, die das Verhältnis, das ich zu Spitteler habe, nicht kennen, ohne Ihren Willen in ein schiefes Licht gerate.

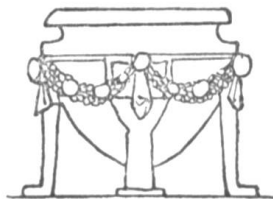
Sie schreiben, daß viele maßgebende Kritiker vor der dichterischen

Persönlichkeit Spitteler's die Waffen ohne weiteres gestreckt hätten und von dieser Persönlichkeit unterjocht worden seien. Dieser Satz ist wohl mehr einer subjektiven Ansicht als der Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse entsprungen, und ich muß sagen, er hat mir ein bedenkliches Kopfschütteln abgenötigt. Und dann: halten Sie dieses bedingungslose Waffenstrecken und Sichunterjochen lassen für ein gutes Merkmal einer freien und selbständig sein sollenden Kritik?

Im übrigen habe ich meiner Hochachtung gegenüber Spitteler's Persönlichkeit schon im 8. Heft des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift in einem umfangreichen Essay Ausdruck gegeben und dort neben der mehr oder weniger ausgesprochenen Ablehnung einzelner seiner Erzeugnisse, Werke wie die „Balladen“, „Literarische Gleichnisse“, „Prometheus und Epimetheus“, „Der olympische Frühling“ so hoch gestellt, wie sie kaum höher zu stellen sind. Aber das bedingt doch nicht, daß man nun bedingungslos die Waffen strecken und mit gläubigem Untertanensinn alles kritiklos hinnehmen muß. In dem erwähnten Essay schon habe ich gesagt, daß Spitteler, wie jeder andere, auch die Größten nicht ausgenommen, Vorzügliches, Gutes und weniger Gutes geschaffen habe, und Pflicht des Kritikers sei es, hier eine reinliche Scheidung vorzunehmen. An diesem in der Ehrlichkeit wurzelnden Grundsatz möchte ich auch in Zukunft festhalten.

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung

J. D. Schmid.



Über die Mittel zur Stärkung der Willenskraft.

Von Dr. med. Otto Dornblüth, Frankfurt.

Der Wunsch, einen festen Willen und die darauf beruhende Leistungsfähigkeit zu besitzen, ist sehr verbreitet. Man kann wohl sagen, daß jeder reife Mensch diesen Wunsch hat, und daß jeder einsichtige Erzieher es als eine wichtige Aufgabe betrachtet, seinen Zöglingen Willenskraft, Energie beizubringen. Es wird daher lohnen, einmal die Mittel zu diesem Zweck zu betrachten.